

Daß es sich um ein echtes Verstehen der grundlegenden religiösen Wahrheit handelte, ergibt sich aus dem emotionalen Widerhall, den diese Einsicht hatte. Wie der Bericht der Erzieherin betont, ist der Eindruck nicht zu beschreiben, den die Kenntnis eines ersten Verständnisses der höheren Seinsordnung auf das Kind ausübte. Der Gedanke an die Unermeßlichkeit Gottes ergriff die junge Seele mit Überwältigung. Tief bewegt war Marthe von dem Gedanken, daß der allgebietende Gott alles, selbst die geheimsten Gedanken des Menschen sieht. Er wirkte sich erziehlich stark aus.

Gerade der Gedanke, anderen in der Naturausstattung unterlegen zu sein, kann in den Fehlsinnigen den Trotz wecken, das Schicksal, das sie überwältigen wollte, selber zu meistern. Darum findet man bei ihnen oft einen rastlosen Ehrgeiz, die Unterlegenheit, in die sie ihr Gebrechen gestürzt hat, wettzumachen, um soweit möglich den Vollsinnigen gleichwertig zu werden. In der oft bewunderten Willensstärke der Fehlsinnigen erweist sich eine „Energie“ am Werk, eine naturhafte Stoßkraft geistiger Art, die letztlich auf Auszeugung einer selbstmächtigen Persönlichkeit hinzielt, die sich und die Umwelt „versteht“ und durch dieses Verstehen in der Lage ist, das eigene Leben zu führen. Auch diese Energie als geistige Potenz ist etwas dem Menschen Eigentümliches, das dem Tier abgeht.

## Senussi-Reich Libyen zwischen gestern und morgen

*Ein Augenzeugenbericht aus Nordafrika*

OTTO KARL DÜKOW

Vom Balkon meines Zimmers im sogenannten „Braunen Haus“ in der früheren Via Regina, der heutigen Sharia Amr Ibn es el-Ass, nach dem ersten arabischen Eroberer Benghasis im 7. Jahrhundert benannt, kann ich weit über das Häusergewirr der etwa 62300 Einwohner zählenden Provinzialhauptstadt der Cyrenaika und Mit-Hauptstadt des nordafrikanischen Königreiches Libyen schauen. Ich sehe sowohl das Gassengewirr der arabischen Altstadt, die sich seit den Türkentagen kaum verändert hat, wie auch die modernen europäischen Stadtviertel, mit deren Errichtung ebenfalls schon die Türken begannen, die wir aber hauptsächlich den Italienern verdanken, die sie buchstäblich aus dem Boden stampfen. Fern leuchtet die Doppelkuppel der 1932 von den Italienern errichteten Kathedrale, die dem Stadtbild die imposante Silhouette verleiht, zeigen die spitzen Finger der Minaretts in den so wechselvollen Himmel Nordafrikas. Unmittelbar vor mir

aber, auf dem Gebäude, das das Erziehungsministerium beherbergt, weht stolz die neue libysche Flagge: rot-schwarz-grün, mit silbernem Halbmond und Stern.

Bei Windstille hängt die Fahne melancholisch am niedrigen Mast, und wenn der Ghibli, der heiße Sandsturm der Sahara, die kühn an den Saum der größten Wüste der Erde gebaute Stadt mit himmelhohen schwefelgelben Staubwolken und unerträglicher Wüstenglut heimsucht, kann ich vom Fenster aus selbst die Flagge nicht mehr recht erkennen. Sonst aber sehe ich sie täglich, die mit ihren Farben die drei Provinzen des jüngsten Königreiches der Welt symbolisiert. Rot ist die Farbe der südlichen Wüstenprovinz, des Fessans, denn dort geht die rote Steinwüste in das unendliche Sandmeer über. Schwarz ist die Farbe der Cyrenaika. Dieses Kernstück der Flagge war einstmals samt Stern und Mondsichel die Standarte des Emirs der Cyrenaika, des ersten selbständigen Senussistaates zur Zeit der italienischen Herrschaft unter Mohammed Idris es-Senussi, dem jetzigen König des Oasenreiches, und die Cyrenaika ist das geistige Kernstück des Staates geblieben. Grün ist die Farbe Tripolitaniens, denn Wohlstand und Fruchtbarkeit sind dort am größten. Die Farben der Senussiflagge stimmen aber auch mit den Worten des altarabischen Poeten überein: „Weiß unsere Taten, grün unsere Lande, rot unsere Schwerter und schwarz unsere Schlachten“; denn der Senussiorden brachte nicht nur Mystiker und Poeten, sondern auch Politiker und Soldaten hervor, ja man könnte ihn fast als politisch-militärischen Orden auf religiöser Grundlage bezeichnen. Als erstmals die Fahne des Senussireiches über dem uralten Kastell in Tripolis aufstieg, leitete sie eine neue Epoche in der Geschichte der ehemaligen italienischen Kolonie Libyen ein, die so bunt und wechselvoll in der Vergangenheit war wie das Völkergemisch in den Mauern Benghasis.

Schaue ich vom Balkon im ersten Stock meines Hauses hinaus auf das buntbewegte Leben und Treiben in der Hauptstraße, fallen die Gegensätze ins Gesicht, an denen Libyen, als rückständigstes Land Nordafrikas, noch so unendlich reich ist, die seinen Zauber und sein Elend ausmachen. Da traben flinke Esel und mißmutige Dromedare durch das Toca-Tor neben hochmodernen Taxen, die zu Spottpreisen durch die Stadt brausen; zerlumppte Bettler hocken oder schlafen im Schatten repräsentativer Gebäude, und seltene, in dicke, wolldeckenartige oder buntgestreifte „Schleier“ von Kopf bis Fuß gehüllte Araberinnen und Negerinnen schlurfen barfuß in Lederpantoffeln oder hochgeschnürten, handgefertigten und buntbesetzten Lederschuhen, tätowiert und mit Ohr- und oft auch Nasenringen an den Auslagen moderner Geschäfte mit Eisschränken und Nylonwäsche vorüber, wobei der Schleier nur einen kleinen Sehschlitz für ein Auge offenläßt. Nur in Libyen und Saudi-Arabien besteht noch der Schleierzwang, der in Libyen ein moralischer ist, aus dessen jahrhundertealter Tradition sich die libysche Frau aber nicht aus eigener Kraft zu befreien vermag. Modernes Denken bricht sich jedoch mit Zeitungen und Zeitschriften sowie Filmen aus Ägypten und

den USA immer mehr Bahn, und dem Schleierzwang der Eingeborenenfrau stehen lächelnde Großaufnahmen sehr freizügiger Filmschauspielerinnen gegenüber.

Die Einwohnerschaft Benghasis besteht heute bis auf einige tausend Europäer aus Eingeborenen, die in alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche vordringen. So gab es beispielsweise zur italienischen Zeit nur einige wenige eingeborene Chauffeure. Heute hingegen sitzen Araber und Neger am Steuer hocheleganter Wagen; sie fahren Lastwagen und Omnibusse mit derselben Vehemenz und Anmut wie die aus italienischer Zeit überlebenden Fiaker. Ähnlich wie im benachbarten Ägypten ist es aber auch hier, wie Libyen überhaupt in jeder Beziehung eher eine Fortsetzung Ägyptens als Tunesiens zu sein scheint. Die Pflege der Fahrzeuge läßt hier wie dort sehr zu wünschen übrig, und sie werden meist so lange benutzt, bis sie ihre Räder verlieren oder sonstwie auseinanderbrechen. Das gilt auch für die Pferdekutschen, denen man oftmals schon von weitem ansieht, wenn sie schwankend dahergezuckelt kommen, daß ihre Räder demnächst zerbrechen oder abrollen werden und der bedauernswerte Fahrgast in ziemlich heftigem Aufprall mit dem Oberteil des Fahrzeugs auf der Fahrbahn landen wird. Sonst aber sind die Taxi- und Fiakerfahrer gutmütige Burschen, bei denen man sogar „anschreiben“ lassen kann. Es geht allerdings das Gerücht, daß Taxifahrer, die der Homosexualität huldigen, gelegentlich versuchen, europäische Fahrgäste in ihrem Sinn zu beeinflussen. Wer die Bedeutung der rhetorischen Anknüpfungsfrage „What time?“ kennt, wundert sich darüber nicht. Alle ankommenden Deutschen werden vom evangelischen deutschen Pastor Benghasis auch auf diese Gefährdung ihrer Sittlichkeit hingewiesen, da die Homosexualität in Libyen nicht verboten ist, wohl aber der Umgang mit Frauen, mit denen man nicht verheiratet ist.

Durch die ehemalige Via Regina ergießt sich also der Strom der Menschen und Fahrzeuge, hier mischen sich arabische Stadtbewohner mit Beduinen, Berbern und seltenen Tuaregs, Neger mit Maltesern, Griechen, Jugoslawen, Juden, wenigen Italienern, die zumeist bestrebt sind, ihre Nationalität zu verbergen und Engländern, Franzosen, Amerikanern und Deutschen. Die berühmten Wohlgerüche des Orients mengen sich mit dem Gestank der Straßen und Häuser. Über allem wacht die Senussi-Polizei, die als Verkehrsregler oder mit umgehängtem Karabiner an allen Straßenecken steht. Sie setzt sich fast ausschließlich aus Beduinen zusammen, die zumeist weder lesen noch schreiben können, da der Orden in den Städten wenig Anhänger besitzt, die Polizei aber eine Vertrauensstellung innehat, die der König selbst als „religiöse Pflicht“ umschrieb.

Denn Benghasi ist die Hauptstadt des streng-islamitischen, allmohammedanischen und ursprünglich fremdenfeindlichen Saharaordens der Senussi, der in der östlichen Provinz Libyens, der Cyrenaika, seinen Ausgang nahm; diese trägt noch nach fast drei Jahrtausenden ihren Namen nach der griechischen Nympe Cyrene, die nach der Sage mit den ersten Siedlern ins Land

zog. Mit „Land der Senussi“ bezeichnet man also zweckmäßigerweise allein die Cyrenaika, da Tripolitanien in seiner eingeborenen Bevölkerung zumeist anderen Derwischorden, nämlich den tanzenden und Magie treibenden, anhängt, während die Senussi eben gleichzeitig ein mystischer und realpolitischer Orden sind, der jede ekstatische Äußerung ablehnt und sogar mehr Wert auf eine lebendige „Nachfolge Mohammeds“ legt als auf mystische Seeleneinung mit dem Schöpfer.

In Benghasi im „Braunen Haus“ zu wohnen, ist nicht so begehrt wie im exklusiven „Hotel Vienna“, dem vornehmsten Benghasis, das einer Österreicherin gehört, ein Zimmer zu besitzen. Aber das genannte Haus ermöglicht in jeder Beziehung so interessante Perspektiven, daß der Aufenthalt schlechthin unbezahlbar ist. Die Komödie beginnt mit der Tatsache, daß die Besitzerin eine Italienerin ist, die ihre alten Tage in Tripolis verbringt, dem Gerücht nach aber ihre Jugendjahre einem etwas anrühigen Gewerbe gewidmet haben soll. Jedenfalls ist der jetzige Pächter des der Größe nach respektablen Hauses ein italienischer Jude, der im Erdgeschoß einen „Biergarten“ für Deutsche eingerichtet hat, wo diese in meist angeheitertem Zustand Volks-, Soldaten- und Hitlerlieder noch unvergessenen Inhalts zu singen pflegten, bis das Interesse erlosch und der joviale und tolerante Jude seinerseits das Lokal an einen Araber unterverpachtete, der nun seine Stammes- und Religionsgenossen zu animieren suchte, sich dem Genuß des den Moslems in Libyen polizeilich verbotenen Alkohols heimlich hinzugeben, was ihm dem Vernehmen nach sogar bei Polizisten gelungen sein soll. Nebenan verkauft der Nagib-Nasser-Anhänger Ahmed die Kasusa-Limonade der strenggläubigen Moslems. In dem Lokal hängt noch immer das Nagib-Bild; denn Nasser-Bilder sind in Benghasi noch nicht zu haben. Ahmed ist sehr intelligent und freundlich, aber zweifellos ein ziemlich weit nach links tendierender Revolutionär.

Da mein Aufenthalt in Benghasi ausschließlich dem Studium dienen soll, brauche ich auf meinen Ruf keine Rücksicht zu nehmen, bleibe also getrost im übelbeleumundeten „Braunen Haus“ in Gesellschaft der gelegentlich von der libyschen Polizei gesuchten Landsleute wohnen und erlebe Dinge, die man sich in Deutschland nicht träumen läßt. Denn mit der libyschen Polizei kann man leicht in Konflikt geraten. Im großen Gärungsprozeß Nordafrikas sind sie nur ein Pinselstrich im gewaltigen Gemälde des Aufbruchs der farbigen Welt und der wenigen, aus dem ersten chaotischen Nachkriegseuropa entronnenen, jetzt in dieser afrikanischen Götterdämmerung verlorenen Europäer.

Das deutsche Element in Benghasi wird wesentlich von den für die britische Armee in der Cyrenaika tätigen Deutschen bestimmt. In einer Anzahl von knapp tausend drücken sie dem Leben in Benghasi, Barce, Derna, Tobruk und El Adem ihren Stempel auf. Es gibt deutsche Sportvereine, Wettkämpfe mit arabischen und englischen Klubs, eine deutsche Leihbibliothek, und auch dem englischen Segel- und Reitklub können die Deutschen beitre-

ten. Viele besitzen eigene Motorräder und Wagen. Gelegentlich sieht man härtige ehemalige Rommelsoldaten am Steuer unverwüstlicher Kübelwagen zur Jagd in die Steinwüste hinausfahren. Alle Bemühungen des deutschen Army-Pfarrers, hier ein wirkliches religiöses und kulturelles Leben zu wecken (er beabsichtigt noch immer, ein „Deutsches Haus“ einzurichten), scheiterten bislang. Benghasi war und ist für die meisten Deutschen — etwas banal ausgedrückt — ein „Wartesaal“, in dem ein ständiges Kommen und Gehen herrscht.

Aber nicht nur die Army-Deutschen sind in der Cyrenaika. Deutsche Ärzte haben hier einen guten Ruf Deutschlands begründet, und deutsche Wissenschaftler stehen im Dienst der libyschen Regierung, vielfach auch in Vertrauensstellungen der Königsfamilie. Deutsche Verkehrs- und Geschäftsschilder erwecken das Interesse, und deutsche Exportartikel von der Rasierklinge bis zum Volkswagen, vom Schwarzbrot in Tropenpackung bis zum Exportbier werden von den Arabern gehandelt.

Weit spannt sich in der Stadt Benghasi im Zwielficht, das zwischen moralischer und sozialer Finsternis und humanem und religiösem Licht herrscht, der Bogen der fast untragbaren Gegensätze. Im berühmten Kanisterdorf Sabri vor den Toren der Stadt lebt als rassischer und sozialer Sprengstoff das Proletariat, in elenden Hütten aus Kanisterblech und Palmzweigen errichtet; schmutzig und zerlumpt, ein Gemisch aller Rassen, einschließlich weißer und mongoloider, und dennoch nicht ohne jenen Zug von Würde trotz Armut und Schmutz, der auch die ärmsten Bewohner Nordafrikas auszeichnet und zweifellos dem zivilisatorischen Einfluß der islamitischen Weltreligion zuzuschreiben ist.

Benghasi liegt im Schnittpunkt der Rassen, Zeitalter und Zivilisationen, und das verelendete Volk Nordafrikas wartet, wartet auf einen Mahdi und korangemäß auch auf die Wiederkehr Christi, der nach dem Weltgericht in Medina begraben werden wird, wartet also auf das Jüngste Gericht oder die Weltrevolution, auf die himmlische oder irdische Erlösung aus Armut und Elend, Krankheit, Unterdrückung, Laster und Seelennot. Sogar Prostituierte haben Bilder Nagibs in ihren Räumen hängen, von dem sie Befreiung aus ihrer Not erwarten; denn die Frau ist aus dem öffentlichen Leben vollständig ausgeschaltet und kann sich bei der Leichtigkeit der Scheidung und der Unmöglichkeit eines anständigen Broterwerbs bei Armut kaum vor dem Untergang retten.

Nicht alle Moslems weisen jene geistigen und materiellen Vorzüge auf, die den reichen tripolitanischen Kaufmann Sayed Ali Ben Otman auszeichnen. Jeweils am zehnten Tage des Moslemjahres, das ein Mondjahr ist, dem Aschurafest, erhält er von seiner Familie den korangemäßen Auftrag, den Armen und Bedürftigen ihren Anteil in Form einer Gabe zu entrichten. Starke Polizeiaufgebote müssen dann nach der alten Burg in Tripolis beordert werden, wo sich tausende Männer, Frauen und Kinder um fünf Männer drängen, die Geld zu verschenken haben. Die Schätzungen über die Höhe

des einmal im Jahre verteilten Betrages schwanken zwischen 500 und 5000 £ (1 £ = DM 11,76), aber der lächelnde Sayed (Exzellenz) Ben Otman lehnt es ab zu verraten, was der „Almosen-für-die-Armen“-Tag ihn gekostet hat. „Ich setze lediglich eine jahrhundertealte Familientradition fort“, sagt der bescheidene Otman. 1954 waren an 2000 Menschen in dem Tunnel versammelt, der die beiden seewärts gerichteten Bastionen der Burg verbindet. Zur festgesetzten Zeit, morgens 11 Uhr erscheint Otman, während seine Begleiter Koffer mit nagelneuen Banknoten tragen. Die karitativen Moslems stellen sich am schmalen Seepfad außerhalb der Burg auf, und Polizisten lassen nur jeweils eine Person zu ihnen. Auch zahlreiche Blinde und Krüppel sind versammelt, und keiner geht unbeschenkt von dannen. Mütter mit Kindern erhalten auch für diese Geld. Fünf- und Sechsjährige sind die Jüngsten, die allein gekommen sind, während das Alter durch Achtzigjährige vertreten ist. Die Verteilung dauert insgesamt zwei Stunden, während derer Sayed Otman mindestens £ 1000,— (ca. 12000,— DM!) verteilt hat, bis er gehen kann, begleitet von den Segenswünschen der Tausende. Man stelle sich diese Szene einmal im christlichen Europa vor!

Zwischen Eisschränken und Nasenringen drängt ein neues Zeitalter ans Licht. Eine gewaltige Aufgabe harrt hier des Christentums, aber auch des Deutschtums; denn nur ein Deutscher ist heute in Nordafrika noch sicher, und unter den Menschen unabhängiger nordafrikanischer Staaten hat das Deutschtum noch eine glänzende Zukunft. Was aber in Nordafrika nottut, ist echtes Christentum im Sinn eines heiligen Franziskus, der nicht richtete, sondern selbst Räubern auf weißem Tuch den Tisch göttlicher Liebe deckte. Nicht mit Panzern und Flugzeugen und „Revanche“-Akten wird Nordafrika für die europäische Zivilisation und ihre Verteidigung gewonnen und gehalten, sondern jetzt nur noch mit tätiger Liebe und echter Partnerschaft auf allen Gebieten. In der arabischen Welt werden jetzt die Waffen nicht mehr schweigen, bis sie ihre volle Freiheit errungen hat. Erst dann kann sie wieder zur Zusammenarbeit mit Europa kommen. In Libyen werden heute Rebellen in Ausbildungslagern geschult, und seine Karawanenstraßen sind Wege des Waffentransfers. Die Solidarität der islamischen Welt bewährt sich erneut. Das Kommende ist heute schon deutbar. Nicht nur aus den im Brennpunkt der Geschehnisse stehenden Scheichs, Emirs, Sultanen, sondern mehr noch aus dem Antlitz der Bettler, in deren Seelen tröstlich und verheißungsvoll die glühende „Schrift“-Offenbarung des Korans brennt:

„... die lauern Diener Allahs,  
die sollen eine festgesetzte Versorgung erhalten;  
Früchte; und geehrt sollen sie sein  
in den Gärten der Wonne,  
auf Polstern, einander gegenüber.  
Kreisen soll unter ihnen ein Becher aus einem Born  
weiß, süß den Trinkenden;

kein Schwindel soll in ihm sein  
 und nicht sollen sie von ihm berauscht werden.  
 Und bei ihnen sollen sein  
 züchtig blickende großäugige Mädchen,  
 gleich einem versteckten Ei ...“ (Sure 37, Vers 39).

## ZEITBERICHT

---

**10 Jahre UNESCO — Die Volksschule auf dem Lande — Lehrer-  
 Tagung im Zeichen der Geschichte — Spanien baut Schiffe**

### *10 Jahre UNESCO*

Im November 1945 kamen in London die Vertreter von 44 Staaten zusammen, um über die Statuten einer von den Mitgliedstaaten der UN zu schaffenden Einrichtung zu beraten, die sich vor allem mit Fragen der Erziehung (Education), der Wissenschaft (Science) und der Kultur (Culture) befassen sollte. Diese Einrichtung trat am 4. November 1946 in Paris ins Leben, wo sie auch heute noch sitzt und eben daran ist, ein neues, für sie errichtetes Gebäude in der Nähe des Invalidendomes zu beziehen.

Das Jubiläumsheft (November/Dezember 1956) des UNESCO Courier unterscheidet sich rein äußerlich nicht von den übrigen Heften der Zeitschrift, die das Institut herausgibt, um von seiner Tätigkeit zu berichten. Technisch ausgezeichnet aufgemacht, mit hervorragenden Bildern ausgestattet — besonders bemerkenswert ist das Januarheft 1957 mit Bildern von seltenen Kunstschatzen aus der ganzen Welt —, gibt die Zeitschrift jeweils einen interessanten Einblick in das geistige Leben der Welt, vor allem in die Bemühungen der UNESCO, die Errungenschaften der modernen Zivilisation den unterentwickelten Völkern zugänglich zu machen.

Das Jubiläumsheft bringt einen Leitartikel über diese ersten 10 Jahre, in dem nach dem Fortschritt in der Menschheit gefragt wird. Einem Bürger des 19. Jahrhunderts wäre dieser Beitrag wohl etwas resigniert vorgekommen; denn „niemand glaubt, daß die Menschen im Laufe der Jahre verträglicher und weiser werden, und niemand kann sagen, daß sie glücklicher werden“. Ein bemerkenswerter Ton in einer Zeitschrift der reinen Humanität, die augenscheinlich das Heil der Welt so sehr in der Verbreitung von Zivilisation und technischem Fortschritt sieht. Dem Leitartikel folgt ein Bildartikel „With These Two Hands“ (Mit diesen beiden Händen). Hände des Menschen! Hände von Bettlern und Hände von Künstlern, Hände des Bauern und Hände eines Blinden, Hände, die verschlungen Zeugnis eines gemeinsamen Schicksals sind. Welch ein Wunder sind doch die Hände des Menschen, und welche Kraft des Zeugnisses steckt doch in ihnen! Aber eben dieses Zeugnis vermissen wir unter den Bildern: es fehlen die betenden Hände! Sollte die UNESCO in den 10 Jahren ihres Bestehens auf all den Wegen, die sie zu den verschiedensten Völkern gegangen ist, nie der Not über allen Nöten der Menschheit begegnet sein, der einzigen, heute wirklich brennenden Not: der Not um Gott. Das Wort Gott haben wir in dem Jubiläumsheft kein einzigesmal gefunden. Und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß es auch in den übrigen Heften kaum vorkommt. Aber was ist Erziehung, Wissenschaft, Kultur ohne Gott? Doch nur tönen-